Versuch

über die

Sicherungs-Anstalten

gegen

(3)

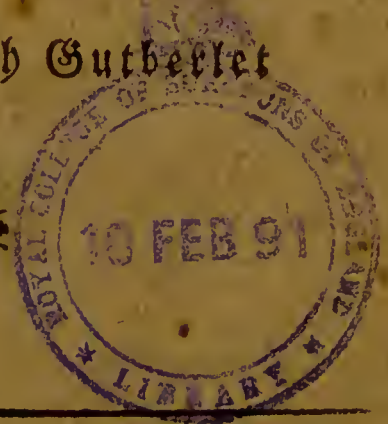
die Entstehung und Ausbreitung kontagiöser Krankheiten unter den Soldaten im Felde

mit

besonderer Rücksicht auf die Gefahr des gelben Fiebers für die gegenwärtig in Spanien stehenden deutschen Truppen

von

Dr. Max Joseph Gutberlet



Würzburg
bei Joseph Stahel 1811.

Die Umstände der Soldaten in Kriegszeiten sind von den Umständen anderer Leute darinnen unterschieden, daß sie den Unbequemlichkeiten des Wetters mehr ausgesetzt, und allzeit enge beisammen sind, sie mögen nun in Lagern, Barracken oder Lazarethen seyn; daher kann man diese Krankheiten am allerbeitläufigsten in solche eintheilen, die von der üblen Beschaffenheit des Wetters, und in die, die von der Ansteckung entstehen.

Pringle.

Es ist eine bekannte Sache, daß allzeit kontagiöse Krankheiten im Gefolge des Krieges entstehen, und unter den Truppen oftmals eine größere Niederlage anrichten, als die feindlichen Mordgewehre. Die Soldaten sind nämlich in Kriegszeiten allen möglichen schädlichen Einflüssen ausgesetzt, welche als Krankheit erregende Ursachen angegeben werden. Diese einzelnen Momente hier noch einmal auseinander zu setzen, halte ich nicht für nöthig, indem dieselben bekannt genug sind. Es ist also ganz natürlich, daß im Felde viele Soldaten krank werden müssen. Aus der Menge der kranken Ausdünstungen, welche noch dazu oft in einem engen Raume

eingeschlossen sind, bildet und verbreitet sich ein Kontagium; nur nach der Lage des Landes, in welchem Krieg geführt wird, nach dem Klima, nach dem Vaterlande und der Konstitution der Soldaten selbst, in dem einen Lande unter einer andern Form, als in dem andern. Im Norden als nervöse Pneumonie, als bösartige Angina, als katarrhalisches Nervenfieber. Ein solches entstand im letzten zwischen den Preußen und Franzosen geführten Kriege im Jahre 1807 im nördlichen Deutschland. (S. Hufeland in dessen Journal, 26r B. 3s St.) In Ungarn als gastrisches Nervenfieber oder fauligte Ruhr, so wie im Jahre 1809 in den österreichischen Feldspitälern daselbst. In Westindien als gelbes Fieber. (S. Gilbert, über das gelbe Fieber zu St. Domingo.) Im Orient und im östlichen Europa als Pest, so wie im vorigen Sommer unter den russischen Truppen in der Moldau und Wallachei.

Nun von dem gelben Fieber insbesondere. —

Das gelbe Fieber ist eine sehr gemeine Krankheit in Westindien. Es befällt als sporadische Krankheit die Eingebornen fast gar nicht, es sey dann, daß sie mehrere Jahre in kälteren Gegenden zugebracht haben, und nun erst wieder nach Hause zurückgekehrt sind. Die erst kürzlich in Westindien angekommenen Europäer, besonders wenn sie sich im Essen und Trinken, in Arbeiten, oder in Befriedigung des Geschlechtstriebes übernehmen, werden fast alle davon befallen. Die Krankheit wird leicht epidemisch, besonders wenn im Kriege eine große Anzahl Menschen nach jenem Welttheile hinzieht, und solche zur ungesunden Jahreszeit anlanden. Als Ursache der Krankheit, und daß bloß die neuen Ankömmlinge von kälteren Gegenden davon befallen werden, giebt man die Ungewohnheit des heißen Klima, die Hitze der beinahe senkrecht auffallenden Sonnenstrahlen, und eine außerordentliche Trockenheit der Luft an. Wenn nun durch die erwähnten äußern Einflüsse eine große Anzahl von Menschen auf einmal in diese Krankheit verfällt, so entwickelt sich hieraus leicht ein Contagium, welches die Krankheit nicht nur im

Lande

Lande selbst auch unter die Eingebohrnen verbreitet, sondern auch durch angesteckte Menschen und Waaren in andere Länder verführt. Seit dritthalb Dezennien nun erschien diese Krankheit auch in Nordamerika, und vor nicht ganz einem Dezennium in Europa an den spanischen und italienischen Seeküsten.

Muß aber das gelbe Fieber in den Ländern, wo es nicht einheimisch ist, allzeit nur durch ein Contagium entstehen, und kann es sich nicht ursprünglich erzeugen? Dies ist eine Frage, in derer Beantwortung schon zu viele Gelehrte auf eine mehr oder minder befriedigende Art sich eingelassen haben, als daß ich es wagen könnte, in diesen Bogen, welche keine weitläufige gelehrte Untersuchung zum Zwecke haben, einen entscheidenden Spruch zu thun. Also insbesondere ist es nicht wahrscheinlich, daß das gelbe Fieber in den gegenwärtigen Verhältnissen in Spanien ursprünglich entstehen kann? Bei der großen Verschiedenheit des spanischen Klima, und der spanischen Lebensart von der unsrigen ist es nicht anders zu erwarten, als daß die Deutschen dort in bösartige, kontagiöse Krankheiten verfallen müssen, so wie diese ohnehin in jedem Lande eine unmittelbare Folge des Krieges sind. Finke (Versuch einer allgemeinen medizinisch-praktischen Geographie, 1ter Band) erzählt aus dem Reisebeschreiber Bourgoing, wo er die große Mäßigkeit der Spanier im Essen und Trinken rühmt, daß alle Speisen dort viel nahrhafter

hafter seyen, als anderswo. „Ausländer sollen sich „daher mit den so nahrhaften Speisen, an die ihr „Magen nicht gewöhnt ist, wohl in Acht nehmen. „Denn wenn sie ihrer unbändigen Eßlust keine „Schranken setzen, so verfallen sie in eine innländi„sche Krankheit, in eine Art von Kolik, Entripado „genannt, die sehr schmerzhaft ist, und wovon nur „spanische Aerzte Kenntniß haben sollen?" Was ist dies für eine Kolik? Ist es nicht dieselbe Erscheinung, wie die des gelben Fiebers in Westindien, nur im Verhältnisse zu dem gemäßigteren spanischen Klima in einem gelinderen Grade, und mit nicht vollkommener Ausbildung aller Symptome? Das gelbe Fieber ist ja auch eine Art von Darmentzündung, und eine sehr schmerzhafte Krankheit. So stellt sich beym gelben Fieber gleich in den ersten Tagen ein häufiges, quälendes Schluchzen und krampfhaftes Sehnenhüpfen ein. Das durch den Stuhlgang und durch das Erbrechen Abgehende ist oft so scharf, daß daß es den After, die Rachen- und Mundhöhle wund macht. Die Magengegend schwillt an, und wird so schmerzhaft, daß sie nicht die leiseste Berührung verträgt. Auch das gelbe Fieber in Westindien befällt nur die Ausländer, und nur, wenn viele zugleich in Westindien unter ungünstigen Verhältnissen ankommen, wird es epidemische und zuletzt kontagiöse Krankheit. Ist es also nicht wahrscheinlich, daß in den jetzigen Zeitumständen, wo unter den ungünstigsten Verhältnissen so viele fremde

Kriegs-

Kriegsvölker in Spanien stehen, aus jener sonst nur sporadischen Krankheit, dem Entripado, eine kontagiöse Epidemie sich entwickeln kann? Und wenn auch dieses Entripado mit dem gelben Fieber gar nichts gemein haben sollte, so wissen wir ja, daß in Nordamerika in jenen Städten, wo das gelbe Fieber schon einigemale herrschend war, dieselbige Krankheit nach einer exzessiven Sommerhitze fast allzeit wieder ausbricht; wiewohl sich dieses auch so erklären ließe, daß durch die Hitze das an einzelnen Effekten und Häusern noch haftende Contagium wieder entwickelt und wirksam gemacht werde.

Ich wollte durch diese Anführung der Aehnlichkeit des spanischen Entripado mit dem westindischen gelben Fieber nur in Erinnerung bringen, daß Ausländer in jedem Klima, welches von dem ihrigen sehr verschieden ist, eigenthümlichen Krankheiten unterworfen seyen, aus welchen sich in Kriegszeiten das Kontagium unter der dem Lande angemessenen eigenthümlichen Form entwickeln kann. Meine Abhandlung zerfällt nun in zwei Abschnitte: 1) Wie ist die Bildung, die Entwicklung eines Kontagiums unter einer Armee im Felde zu verhüten; d. h. welches sind die Regeln, durch welche das häufige Erkranken der Soldaten in Hinsicht auf die klimatischen Einflüsse des Landes, in welchem eine Armee steht, verhütet wird? 2) Welches

ches sind die Sicherheits-Anstalten bei einem schon gebildeten Kontagium? Diese beiden Gesichtspunkte werde ich mit besonderer Rücksicht auf die Gefahr des gelben Fiebers für die deutschen in Spanien stehenden Truppen abzuhandeln versuchen.

Die erste und vorzüglichste Schädlichkeit, welcher die Truppen in heißen Ländern ausgesetzt sind, ist die außerordentliche Hitze und Trockenheit der Luft. Dagegen läßt sich nun freilich im Allgemeinen nicht viel thun. Doch dürfen es die Anführer nicht vergessen, daß die Soldaten dieselbige Länge der Märsche, der Exerzitien, und die Andauer aller übrigen Arbeiten unmöglich so aushalten können, als in einem kälteren Lande. Vor den Kassernen und in den Lagern könnte täglich einigemale mit frischem Wasser aufgespritzt werden, wie dieses auch in einigen Städten, welche durch den Staub sehr beläftiget werden, durch die Polizeigesetze geboten ist.

Die zweckmäßigste Einrichtung der Kleidung und insbesondere der Kopfbedeckung der Soldaten ist ein sehr wichtiger Gegenstand. Die Kleidung darf nicht zu leicht seyn, und muß hinlänglich gegen die Kälte schützen, was bei der schnellen Abwechslung der Witterung in heißen Ländern vorzüglich nöthig ist. Sie darf nicht zu enge anliegen, um den Soldaten nicht bei jeder Bewegung zu drücken und zu erhitzen. In

Hin-

Hinsicht der Farbe ist wohl die weiße Farbe zur Montur die tauglichste, weil die weißfärbigen Tücher von den Sonnenstrahlen am wenigsten erwärmt werden. Peter Frank (System der medizinischen Polizei, 9ter Band, S. 124) macht den Vorschlag, auch die Kopfbedeckung der Soldaten ungefärbt zu lassen, und ich muß den nämlichen Wunsch wiederholen. Es ist ein bekanntes Experiment, wenn man Tücher von verschiedener Farbe auf dem Schnee den Sonnenstrahlen aussetzt, daß der Schnee unter dem weißen Tuche am langsamsten, unter dem schwarzen am schnellsten von den Sonnenstrahlen geschmolzen wird. Eben so weiß ein Jeder, daß man an einem heißen Sommertage die Hitze der Sonnenstrahlen auf einem dunklen Kleide viel lästiger empfindet, als auf einem hellen. Und eine weiße Kopfbedeckung würde die Krieger gewiß nicht übel kleiden, z. B. ein Czako von weißem Filze. Sehr schädlich sind die glänzenden metallenen Helme, sowohl weil sie wegen der Schwere des Metalles den Kopf zu sehr drücken, als auch, weil sie von den Sonnenstrahlen außerordentlich erhitzt werden. Ob der Rath, den Kopf durch in kaltes Wasser oder in Essig getaugte Schwämme oder Tücher gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, bei einer großen Truppe, und auf einem langen Marsche immer ausführbar sey, lasse ich dahin gestellt seyn.

Sehr

Sehr schädlich soll ferner die Nähe der Seeküsten, besonders zur Abendzeit seyn. (Gilbert, über das gelbe Fieber zu Domingo). Denn um diese Zeit schlägt die kühle Luft die sumpfigen Ausdünstungen, die die Sonne den Tag über in Dunstgestalt erhalten hat, zu Boden. Daher muß, so viel möglich, in der Nähe der Seeküsten kein Marsch oder sonstiges Manövre zur Abendzeit vorgenommen werden.

Die Diät muß sparsam seyn, und mehr aus Vegetabilien bestehen. Es ist eine bekannte Regel, daß man in fremden Ländern die Lebensart der Landeseinwohner immer zu seiner Richtschnur nehmen soll. Nun sind aber die Spanier äußerst mäßig im Essen und Trinken. Nach Finke's oben angeführtem Werke, trinken sie gemeiniglich des Morgens nur eine Tasse Chokolade, und ihr Mittagsmahl ist eine Olla potrida, welche aus Rind- Hammel- Kalb- ja gar Schweinefleisch und einigen Gartengemüßen besteht. Von dieser essen sie nur wenig, und man hat Leute gesehen, die ihren hungrigen Magen mit einer einzigen Zwiebel und einem Viertel von einem Ey befriedigten. Da aber nun die Deutschen (bekanntlich keine Kostverächter) auch wenn sie in ein heißeres Klima versetzt werden, sehr ungern ihr voriges Maas im Essen und Trinken vermindern, so ist es nothwendig, die Truppen von der Schädlichkeit hievon nachdrücklich zu belehren. Die Befehlshaber und untergeordneten Offiziere müssen mit aller

Strenge

Strenge darüber wachen, daß die Leute sich weder im Essen noch Trinken der Unmäßigkeit überlassen, und Ausschweifungen dieser Art müssen scharf geahndet werden.

Es ist ferner sehr gewöhnlich, daß Leute, welche aus nördlichen Gegenden in ein heißes Klima versetzt werden, sehr harte Leibesöffnung bekommen. Die Ursache hievon liegt in der durch die starke Hitze verursachten häufigen Hautausdünstung, wodurch dem Körper zu viele Feuchtigkeiten entzogen werden. Ich habe Deutsche gesehen, welche zum erstenmal in Ungarn waren, die in einer Woche kaum einmal Oeffnung hatten. Die Folge hievon ist eine außerordentliche Mattigkeit des Körpers, Verlust des Appetits, Schwere und Spannung des Unterleibs, und bei der Ruhrepidemie, welche im Herbste des Jahres 1809 unter der österreichischen Armee in Ungarn eine so große Sterblichkeit verursachte, endigte sich diese Hartleibigkeit fast allezeit in eine fürchterliche Ruhr. Man muß also immer für hinlänglich offenen Leib sorgen, welches schon zum Theil durch die Pflanzennahrung und Vermeidung der zu vielen hitzigen Getränke, besonders des zu freien Gebrauchs der rothen Weine geschieht. In besonderen Fällen können aber Klystiere, oder mit gehöriger Vorsicht verordnete Dosen von Weinstein, Manna u. dgl. als wirkliche Präservative gegen die Ruhr und das mit ihr so verwandte gelbe Fieber angesehen werden.

Der

Der Grundsatz, daß das gelbe Fieber in einer Darmentzündung bestehe, hat mehrere verleitet, das Aderlassen nicht bloß als Heilmittel, sondern auch als Präservativ anzuwenden. Die Zulässigkeit desselben in einzelnen Fällen und bei bestimmten Individuen muß ich aus Mangel an eigener Erfahrung dahin gestellt seyn lassen. Im Allgemeinen aber glaube ich jeden Feldarzt erinnern zu müssen, daß man bei Soldaten mit dem Aderlassen nicht behutsam genug seyn kann. Denn man muß sich im Durchschnitte den Soldaten nicht so vorstellen, wie ihn der Dichter schildert, als einen Mann voll Kraft und Feuer, in dessen Adern das Blut schnell und stürmisch umherläuft u. s. w. Betrachtet man ein Regiment im Verlaufe oder am Ende eines Feldzuges, da sieht es ganz anders aus. Der öftere Mangel an gesunden Lebensmitteln, die Unordnung in der ganzen Lebensart, die Bloßstellung gegen die üblen Einflüsse jeder Witterung und Jahreszeit, das Uebermaaß und die anhaltende Fortdauer der Strapatzen, die Gefahren des Kriegs, die bange Erwartung des Todtes oder der Gefangenschaft, alle diese Umstände sind eher geeignet, den entgegengesetzten Zustand, als den der Sthenie und eines Ueberflusses an Säften, herbeizuführen, so daß man nicht mit Unrecht in Betreff der Consumtion der Lebenskraft und des früheren Herannahens zum Alter ein Jahr im Felde zugebracht so hoch anschlagen kann, als drei Jahre, welche der Bürger und Bauer an seinen friedlichen

Heerde

Heerde verlebt. Doch ist nicht zu vergessen, daß eine Nation leichter, als die andere, die Blutentleerung vertrage, wie ich schon bei Fr. Hofmann lese: „quod „Gallorum natio, cui optimi et gelatinosi succi „familiares sunt, tam subito amissum sangui„nem recuperet, et ob id liberaliorem sangui„nis missionem facilius, quam alii populi, to„lerare possit," welcher Satz sich noch heut zu Tage vollkommen bestättigt, wenn man den glücklichen Erfolg der häufigen und wiederholten Aderlässe in den französischen Feldspitälern mit der so seltenen Indikation dazu in den österreichischen vergleicht.

Welches sind nun die Mittel, um das Kriegsvolk im Felde gegen die Ansteckung des gelben Fiebers zu sichern, und die weitere Ausbreitung desselben unter den Soldaten zu verhüten? — Längst schon bestehen in allen gebildeten Ländern, welche durch ihre Lage und ihren Verkehr der Ansteckung von der Pest und pestartigen Krankheiten ausgesetzt sind, die bekannten Quarantaine-Anstalten. Um nun zu zeigen, in wie wie fern und mit welchen Modifikationen sich diese Anstalten auf ein im Felde stehendes Kriegsvolk anwenden lassen, müssen wir dieses in den verschiedenen Lagen betrachten, in welchen es sich befinden kann, also in der Garnison in einer spanischen Stadt, auf dem Marsche, im Lager, bei Schlachten, Belagerungen u. s. w.

Wenn

Wenn also ein Regiment in Spanien in einer Stadt als Garnison liegt, so wäre freilich das allerbeste, wenn es bei den ersten Spuren des gelben Fiebers, eingedenk der goldenen Regel: Mox, longe, tarde, cede, recede, redi, die Stadt verließe, und anderswohin zöge. Allein wird dies allzeit seyn können, wenn man durch diesen Abzug Gefahr läuft, die Stadt in des Feindes Hände kommen zu lassen, und vielleicht späterhin noch einmal erobern zu müssen? In diesem Falle müßte man also die Absonderung der Soldaten von den verdächtigen Bewohnern der Stadt auf eine andere Art zu bewerkstelligen suchen. In Deutschland sind bei den Garnisonen in Kriegszeiten die Soldaten meistens einzeln bei den Bürgern einquartirt. Ich weiß nicht, in wie weit dies auch in Spanien der Fall seyn kann, ob die eroberten Städte und Dörfer noch bevölkert, oder ob die Privatquartiere vielleicht wegen zu besorgenden Vergiftungen und heimlichen Ermordungen zu vermeiden sind. Wie dem auch sey, so sollte auf den Fall des in der Stadt ausgebrochenen gelben Fiebers unverzüglich das ganze Regiment, keinen auch der höheren Offiziere ausgenommen, in eine Kaserne, Kirche, in ein Kloster oder sonstiges geräumiges Gebäude verlegt werden. Besser noch ist es, man errichtet ein Lager oder Barracken an einem lüftigen, erhabenen Orte der Stadt, oder noch lieber, wenn es die politischen Verhältnisse erlauben, außer der Stadt. So ward bei dem gelben Fieber,

welches

welches im Jahre 1804 in Livorno herrschte, die dortige französische Garnison in Kassernen verlegt. Der kommandirende General Verdier verbot seinen Soldaten strenge, die Wirthshäuser in Livorno zu besuchen. Er vermehrte ihre militärischen Uebungen, und ließ alle Mittel anwenden, um die Kassernen rein zu erhalten. Auch legte er späterhin, unaufhörlich mit dem Wohle seiner Truppen beschäftigt, den ersten Grund zu einem Lager auf dem Monte nero, welches aber nicht bezogen ward, weil er es für besser hielt, seine Truppen nach Pisa zu verlegen. Der Erfolg hievon war, daß der ganze Verlust nur 10—12 Mann betrug, welche Anzahl mit der Stärke der Garnison ganz im Verhältnisse stand, während in der Stadt gegen 2000 Menschen gestorben sind. (Lacoste, über das Fieber zu Livorno). Man sieht hieraus, wieviel sich von klugen Maßregeln für die Sicherheit der Soldaten vor der Ansteckung des gelben Fiebers erwarten läßt.

Den Fall, wo die Soldaten in der Stadt selbst bei der Pestpolizei Dienste thun müssen, nehme ich bei meiner gegenwärtigen Untersuchung vor. Dieselbigen treten hier in alle Verhältnisse der übrigen Pestoffizianten; sie müssen von den gesunden Bewohnern der Stadt, so viel möglich, abgesondert werden, und bei ihrer Ablösung von diesem Dienste eine verhältnißmäßige Quarantaine aushalten. Ich handle hier nur von den Verhaltungsregeln, welche

ein

ein Regiment zu beobachten hat, welches bloß seine bisherigen Garnisonsdienste, die Wachen in der Stadt, an den Thoren, öffentlichen Gebäuden, bei Magazinen u. dgl. fort versieht. Nachdem also die ganze Truppe in ein abgesondertes Gebäude oder in ein Lager gebracht ist, so wird dieses geschlossen. Es wird Niemand ohne vorhergegangene Quarantaine eingelassen, und Niemand, außer die täglich auf die Wache ziehende Mannschaft ausgelassen. Zum Einkaufe der Lebensmittel werden einige außer der gesperrten Wohnung des Regiments gelassen, z. B. für ein Regiment ein Offizier mit einem Fourier, einigen Unteroffizieren und Gemeinen. Diese müssen eine besondere Wohnung nahe an der Kasserne, oder eigene Zelte nahe am Lager beziehen, und die nöthigen Lebensmittel mit der möglichsten Vorsicht einkaufen. Mit diesen Lebensmitteln dürfen sie sich der äußersten Wache nur auf 20 Schritte nähern, um dieselbigen dort an einer Schranke abzulegen. Ein Portier muß die Lebensmittel dort abholen, selbige noch außerhalb des Thores in andere Behältnisse aufnehmen, und so überbringen. Die äußerste Schildwache hat den Befehl, darauf zu wachen, daß der die Lebensmittel abholende Portier mit den Ueberbringern derselben in keinem nähern Verkehr trete, und ihn nicht früher herauszulassen, bis die letzteren sich gehörig entfernt haben. Ueberhaupt ist strenge Aufsicht nöthig, damit nichts auf Schleichwegen eingebracht werde. Die Soldaten, welche jedesmal vom Dienste

frei sind, dürfen nicht dem Müßiggange oder der Verwendung der Zeit nach ihrem eigenen Gutdünken überlassen werden, sondern der Befehlshaber muß dieselben beständig durch militärische Spiele und kleine Waffenübungen mehr zu unterhalten, als zu ermüden suchen. Durch diese Beschäftigungen wird einerseits den Ausschweifungen und den Nachtheilen einer zu müßigen Lebensart vorgebeugt, andererseits die Besorgniß und Furcht vor der Ansteckung am leichresten zerstreut. Nebst dem gewöhnlichen Militärspitale ist es nöthig, ein Quarantainehaus, ein Pestspital und eine eigene Abtheilung für die Rekonvalescenten zu errichten.

1) Das Quarantainehaus. Dieses muß wenigstens für den 4ten Theil des Regiments Platz genug haben. Das Lokal zu demselben, so wie zu dem Pestspitale besteht bei Abgang eines tauglichen Gebäudes in Zelten, hölzernen Hütten oder Barracken, welche mit einem tiefen und breiten Graben, oder mit einem festen Zaune umgeben, und mit Wachen versehen werden. Die täglich von der Wache abkommende Mannschaft kommt hieher, und muß, wenn sie während der Wache gar keine Gemeinschaft mit den der Ansteckung Verdächtigen gehabt haben, eine Quarantaine von wenigen Tagen halten. Die Schildwachen haben den Befehl, sich weder bei Tag noch Nacht einen Menschen auf 6 Schritte nahe kommen zu lassen, und im Weige-

rungs-

rungsfalle Feuer zu geben. Wenn der Gefreite die Schildwache ablößt, so fragt er allzeit nach ihrem Befinden, und ob sie mit Jemanden etwas zu thun gehabt habe. Ist dieses der Fall, so wird der Mann nicht in die Wachstube gelassen, sondern sogleich in das Quarantainehaus gebracht, um eine mit der Größe des Verdachts verhältnißmäßige Quarantaine zu halten. Briefe, welche an das Regiment, wenn auch aus Deutschland kommen, müssen, besonders wenn das Regiment tief in Spanien liegt, wo es ungewiß ist, ob diese Briefe nicht einen angesteckten Ort passirt haben, oder mit unreinen Briefen in ein Paquet zusammengepackt waren, erst in das Quarantainehaus gebracht, dort gehörig gereinigt, und dann erst an das Regiment abgeliefert werden.

Die Reinigung der Briefe und anderer Papiere geschieht auf zweifache Art. Die Briefe werden nämlich durchstochen, und zu wiederholten malen durch Essig gezogen, oder sie werden durch Essigdämpfe gereinigt. Die Reinigung durch die Essigdämpfe beschreibt Fischer (über die Quarantaineanstalten zu Marseille, pag. 11) auf folgende Art: „Zum Räuchern wird eine eigene sogenannte Parfüm-Maschine gebraucht. Diese besteht aus einem ungefähr 6 französische Fuß hohen, und anderthalb Fuß im Durchmesser haltenden Zylinder von Eichenholz, der auf allen seinen Fugen mit Eisen beschlagen, oben mit einem

 „Deckel

„Deckel versehen, unten aber völlig offen ist. Zwei „Fuß vom Deckel ist ein kleiner Rost angebracht, „und unten ein Reif befindlich, der genau auf ein „Kohlfeuer von demselben Diameter paßt. Sollen „nun Briefe durchräuchert werden, so werden sie „auf den Rost gelegt, der Zylinder wird auf das „mit dem Parfüm versehne Kohlfeuer gesetzt, und „der Deckel zugemacht. Auf diese Art ist der Rauch „völlig eingeschlossen, und zieht sich in alle Theile „der aufgeschnittenen, auch wohl durchstochenen „Briefe hinein, ohne daß Schrift und Papier „merklich darunter leiden kann."

Eben so müssen frische Montur- und Armaturstücke, welche dem Regimente von einem verdächtigen Orte zugeschickt werden, oder welche auf dem Wege verdächtige Orte passirt haben können, behandelt werden. Die zur Ergänzung des Regiments aus Deutschland ankommende Mannschaft, so wie die aus der Gefangenschaft oder von einem Kommando Einrückenden müssen in den Fällen, wo sie einer Ansteckung verdächtig seyn können, Quarantaine halten. Die neuen Ankömmlinge aus Deutschland sind auch Anfangs im Dienste zu schonen, da, wie ich schon oben erinnerte, Leute, die aus kälteren Ländern in ein heißes Klima versetzt werden, der Gefahr des gelben Fiebers am meisten ausgesetzt sind. Das in dem Quarantainehause anzustellende Personale besteht aus einem Arzte, einem Oekonomie-Beamten, und der erfor-

derlichen Anzahl von Unteraufsehern und Wärtern. Der Arzt muß jeden der Quarantaine-Haltenden zweimal täglich besuchen, und wenn einer erkrankt, denselben sogleich entweder in das gewöhnliche Militärspital bringen lassen, oder wenn sich verdächtige Symptome äußern, ihn im Quarantaine-Hause abgesondert so lange beobachten und behandeln, bis es sich zeigt, daß er wirklich das gelbe Fieber habe, und ihn dann in das Pestspital bringen lassen. Die üblen Folgen, welche entstehen würden, wenn einer, der nicht wirklich das gelbe Fieber hätte, sogleich in das Pestspital gebracht würde, machen hierin die größte Vorsicht nöthig.

Es wäre zu wünschen, daß in allen großen Feldspitälern, während bösartige Krankheiten unter den Soldaten herrschen, eigene Observations-Krankenzimmer eingerichtet würden, in welche der Zuwachs von jedem Tage aufgenommen würde, um genau zu bestimmen, in welche Abtheilnng ein jeder Kranke zu bringen sey. Mancher, der nur von einem einfachen Katarrhalfieber befallen ist, sieht bei der Ankunft im Spital durch das Ungemach des Transportes so bedenklich krank aus, daß ihn der inspektionirende Arzt sogleich in die Abtheilung der Typhösen verweißt, wo er dann sicher das Contagium aufnimmt, während er, in eine andere Abtheilung gebracht, durch die Ruhe einer einzigen Nacht sich um vieles würde gebessert haben.

An

An einem Anderen, der doch vielleicht das Contagium schon mit in das Spital bringt, sieht der inspektionirende Arzt wieder nichts, als eine Wunde, oder einen Ausschlag an den Händen; er läßt ihn also ohne weiters in die Abtheilung der Verwundeten oder Scabiösen bringen, mit dem Erfolge, daß nun ganze Abtheilungen der Externisten das Contagium von ihm aufnehmen. Auch könnte man die neu zugewachsenen Kranken in diesem Observationszimmer, am leichtesten von dem Ungeziffer, mit welchem sie oft gleichsam in mehreren Schichten übersäet sind, säubern; statt daß diese lästigen Gäste, wenn der zugewachsene Mann gleich in das gewöhnliche Krankenzimmer kömmt, in einer Nacht durch sein ganzes Bett sich verbreiten, wo hernach ihre Ausrottung um so viel schwerer hält, oder ganz unmöglich wird.

2) Das Pestspital. Hieher kommen alle jene, bei welchen sich die wirklichen Zufälle des gelben Fiebers zeigen. Gleich bei der Aufnahme werden jedem Manne die eigentlichen Monturstücke und alle Effekten, welche er während seiner Krankheit nicht braucht, abgenommen, in das Quarantainehaus gebracht, alldort gehörig durchräuchert, der freien Luft lange genug ausgesetzt, und bei der Rekonvalescez des Eigenthümers demselbigen wieder zugestellt.

Was

Was von der Reinlichkeit der Spitäler überhaupt und von der öfteren Erneuerung der Luft gilt, muß in einem Pestspitale mit doppelter Sorgfalt beobachtet werden, wohin vor allem die gehörige Ventilation und die Anwendung der mineralsauren Räucherungen gehört. Zur beständigen Reinigung der Luft in den Krankenzimmern schikken sich am besten die salpetersauren Dämpfe, weil die salzsauren die Respirationsorgane der Kranken zu sehr angreifen, und auch nicht so bequem, wie jene, beständig und immer in gleicher Stärke können unterhalten werden. Die Art, diese Dämpfe zu bereiten, ist folgende: Man gießt in ein gewöhnliches, etwas starkes Trinkglas eine Unze Schwefelsäure, und schüttet eine halbe Unze Salpeter dazu. Die Krankenwärter werden angewiesen, so wie das Glas anfängt, schwach zu rauchen, dasselbe mit einem hölzernen Spatel umzurühren. Die Rauchmaterialien werden zweimal des Tags erneuert. Auf diese Art wird eine beständige und ziemlich gleichmäßige Entwicklung der salpetersauren Dämpfe bewirkt. Auf 4—6 Krankenbette wird allzeit ein solches Räucherungsglas gerechnet. Dasselbe wird zwischen die Krankenbette in die Mitte des Zimmers auf den Boden gestellt, und man könnte es durch einige Brettchen, welche so hoch, als das Glas sind, und an den Stubenboden angenagelt werden, gegen das Umstoßen sichern. Zur Reinigung von entleerten Krankensälen,

sälen, so wie von Abtritten, Todtenkammern u. dgl. sind die salzsauren Dämpfe, als mehr durchdringend und wirksamer vorzuziehen.

Die Luft in dem Pestspitale wird aber nebst den Ausdünstungen vorzüglich durch die Exkremente der Kranken verdorben. Derselben Hinwegschaffung ist also sehr wichtig. In keinem Krankenzimmer dürfen Nachtstühle geduldet werden, sondern bloß Leibschüsseln mit Deckeln, welche nach jedesmaliger Oeffnung sogleich ausgeleert werden müssen. Für die Krankenwärter müssen besondere Abtritte angelegt werden. Die Anlage der Abtritte ist überhaupt in den Gebäuden, welche in Kriegszeiten gewöhnlich zu Feldspitälern verwendet werden, selten von der Art, wie es der gegenwärtige Zweck erfordert. Oft sind gar keine da, z. B. bei Kirchen, bei Fruchtböden. Denn der Baumeister, welcher eine Kirche, ein Kloster, das Lustschloß eines Magnaten, einen Fruchtboden und dergl. erbaute, konnte noch nicht berechnen, daß sein Werk einst zu solch einem Schauplatze des menschlichen Elends werde dienen müssen. Es ist also oft nöthig, neue Abtritte anzulegen. Diese Anlage geschieht am schicklichsten durch einen Vorsprung an der hinteren Seite des Gebäudes. Unter diesem Vorsprunge werden Senkgruben von gehöriger Weite und Tiefe angelegt. An der gegen die Fenster des Gebäudes gerichteten Seite der Senk-

gruben

gruben werden hölzerne luftdichte Wände aufgeführt, damit die schädlichen Ausdünstungen der Senkgruben nicht gegen die Fenster aufsteigen, und durch ihren Gestank das Oeffnen derselben verhindern können. Die Senkgruben werden täglich mit frischer Erde oder Kalk verschüttet. In den Abtritten selbst muß die größte Reinlichkeit herrschen, daher ist es gut, wenn das Sitzbrett nicht horizontal, sondern abhängig angebracht wird. Die mineralsauren Räucherungen sind hier vorzüglich nöthig. Wäre es nicht besser, die Luft lieber gleich in der Tiefe der Senkgruben zu reinigen. Zu diesem Ende könnte man mehrere Rauchschaalen, an Stricken befestiget, bis an den Boden des Abtrittes hinablassen; zweimal des Tags werden dieselben wieder heraufgezogen, und mit frischen Rauchmaterialien versehen. Diese Rauchschaalen müssen so zur Seite des Abtrittes angebracht seyn, daß sie vor dem hinabfallenden Kothe sicher sind.

Die Versorgung des Pestspitals mit Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen geschieht auf dieselbe Art, und mit derselben Vorsicht, wie ich oben bei der Versorgung der gesunden Mannschaft auseinander gesetzt habe. Die von dem Pestspitale allenfalls an den Regimentskommandanten oder den kommandirenden General abzuschickenden Rapporte, Rechnungen u. dgl. werden von den zur Herbeischaffung von Lebensmitteln außen gelassenen

Leuten

Leuten abgeholt, jedoch mit der Vorsicht, daß sie die Papiere mit eisernen Zangen anfassen, und erst einigemale durch Essig ziehen, ehe sie sie überbringen. Alle Kleidungsstücke und übrigen Effekten der Verstorbenen, welche vom Schweiß und den Exkrementen sehr verunreinigt sind, müssen verbrennt werden. Die übrigen nicht so sehr verunreinigten Kleider, so wie das Bettzeug, müssen sorgfältig durch die mineralsauren Dämpfe gereiniget, und der freien Luft lange Zeit ausgesetzt werden, ehe man wieder Gebrauch von ihnen macht. Jede Verheimlichung solcher Effekten von Seite der Aufseher oder Krankenwärter wird mit dem Tode bestraft.

Weil die Erfahrung gelehrt hat, daß die Träger der Todtenbahren, so wie die Begleiter des Leichenzugs bei Pestzeiten der Ansteckung sehr ausgesetzt sind, so wie andererseits durch das Geräusch der vielen Leichenbegängnisse die Furcht vor der Ansteckung, und die allgemeine Unordnung sehr vermehrt wird, so sind eigene Todtenwägen zu Pestzeiten ein unumgängliches Bedürfniß. Das Militärpesthaus muß also auch seinen eigenen Todtenwagen haben, welcher zu keinem anderen Gebrauche darf verwendet werden. Mit Entsetzen denke ich daran, wie bei einer mörderischen Ruhrepidemie in dem Feldspitale zu E. in Ungarn täglich bloß 4—6 gewöhnliche Vorspannswägen requirirt

quirirt wurden, auf deren jeden dann ein halbes Dutzend Todte geworfen, und, mit einem dünnen leinenen Tuche bedeckt, durch die Stadt geführt wurden. Derselbige Wagen diente vielleicht schon wieder des andern Tages als Vorspann für gesunde Militärpersonen, oder ward zum Transport von wollenen Decken, Stroh, Kleidungsstücken und Viktualien für dasselbe Feldspital gebraucht. — Vorzüglich das in den neueren Zeiten an den italienischen und spanischen Küsten ausgebrochene gelbe Fieber veranlaßte in den meisten Städten Deutschlands die Einführung der Todtenwägen. Diese sind aber an mehreren Orten so beschaffen, daß sie dem vorgesetzten Zwecke, nämlich der Verhütung der Ansteckung, und Vermeidung des Aufsehens gerade zuwider zu seyn scheinen. Ein fürchterliches Gepraſſel kündigt den schweren Todtenwagen schon von weitem an, und nun eilen die Bewohner einer ganzen Straße an die Fenster, um zu sehen, an welchem Hause er stille halten werde. Und da sieht man denn ein Paar Pferde von oben bis unten mit schwarzen Tüchern behängt, einen ebenfalls mit schwarzen Tüchern behängten und mit Federn, Bändern und Schleifen reichlich gezierten Wagen einherziehen. Ein gegenwärtig für den beim jedesmaligen Todtesfalle nicht Interessirten nur lächerliches Spektakel! Aber bei den vielen Todtesfällen während einer pestartigen Krankheit könnte nichts geschickter seyn, die Aufmerksamkeit des Publikums

blikums auf die starke Mortalität zu vermehren, und die Bestürzung einer Stadt auf das äußerste zu treiben. Und was ist andererseits geneigter, das Contagium aufzunehmen und zu verbreiten, als eben jene Zierrathen, die Tücher, die Federn und Bänder, mit welchen der Todtenwagen prangt. Man sollte vielmehr darauf denken, den Todtenwagen für das Contagium so unempfänglich, als möglich zu machen, und ich wage es, einen kleinen Vorschlag hiezu mitzutheilen. Ehe man die salpeter- und salzsauren Räucherungen kannte, hielt man die Dämpfe von Arsenik und Schwefel für das allerwirksamste Mittel, angesteckte Gebäude und Mobilien von dem Pestgifte zu befreien. Das Operment, diese Verbindung von Schwefel und Arsenik, wird so häufig als Malerfarbe angewandt. Könnte man nicht mit derselbigen Farbe die Todtenwägen anstreichen, und würden sie wohl durch diesen Anstrich für das Contagium weniger, oder gar nicht empfänglich werden? (Um aber auch dem guten Geschmacke der Städter Genüge zu leisten, könnte man durch das Arsenikkupfer, welches eine schöne grüne Farbe giebt, vielleicht doch einige Zierrathen, wenigstens für den Staats-Todtenwagen anbringen?)

Ein

Ein fernerer wichtiger Gegenstand ist die Wahl des bei einem Pestspitale anzustellenden Personale. Man muß keine Kosten scheuen, solche Stellen mit Männern von dauerhafter Gesundheit und erprobter Redlichkeit zu besetzen. In einigen Staaten übergiebt man in den Feldspitälern solche Stellen, z. B. das Spitalskommando, die Polizeiaufsicht, und ökonomische Verwaltung den halbinvaliden Offizieren; eine auf sehr schlechten ökonomischen Grundsätzen beruhende Maxime. Denn sind solche Männer wegen irgend einer inneren Krankheit superarbitrirt worden, so sind sie auch zum Dienste eines Feldspitals untauglich, was jeder zugeben wird, der die Beschwerlichkeit eines solchen Dienstes in Kriegszeiten kennt. Die meisten aber, (von den durch Wunden invalid gewordenen ist hier natürlich keine Rede) suchten durch fingirte Krankheiten und allerlei niedrige Kunstgriffe das Superarbitrium zu erschleichen, weil sie die Strapazzen des Felddienstes und die feindlichen Kugeln scheuten. Mancher Regimentskommandant sucht auch sein Regiment dadurch zu säubern, daß er den im Dienste nachläßigen, und ihrem Posten nicht gewachsenen Offizieren mit Einverständniß der Aerzte in den Pensionsstand verhilft:

Sie zu pensioniren,
Statt zu arquebusiren,
Ei, das u. s. w.

Wenn

Wenn uun bei Eröffnung eines Krieges Feldspitäler eröffnet werden, lockt man diese Pensionisten durch die volle Feldgage wieder an, Dienste zu nehmen. Diese sehnen sich einestheils darnach, doch einmal wieder nach Herzensluſt kommandiren zu dürfen, zugleich lechzt die Zunge nach dem Spitalswein, man denkt an den Reichthum, den sich in vorigem Kriege so mancher auf diese Art erschwungen hat. So erhält man nun freilich schnell und mit wenigen Kosten Leute genug zu dem Dienste der Feldspitäler. Aber welches ist der Erfolg hievon? Ich mag mich hier nicht über die große Eigennützigkeit und die vielen Betrügereien dieser Leute ereifern, fürchte auch, mich zu sehr in's Detail zu verlieren. Außer diesem besteht ihre Hauptthätigkeit vorzüglich darin, daß sie immer ihr Ansehen und ihre Macht zu zeigen suchen, indem sie sich, bei ihrer gänzlichen Unbekanntschaft mit dem Feldspitaldienste, in allem den von den Feldärzten getroffenen oder vorgeschlagenen Anstalten entgegenstellten. „Ich weiß auch, wie das „Ding seyn muß; hab's auch gesehen, wenn ich „die Inspektion im Regimentsspitale gehabt habe, „u. s. w." Auf diese Art fuhren sie noch lange fort, ihre Lunge geltend zu machen, und kaum gelingt es dem Feldarzte, ihnen zu erklären, daß in einem Feldspitale öfters ganz andere Einrichtungen nöthig seyen, als in einem Garnisonsspitale in Friedenszeiten.

Eben-

Ebenfalls muß für eine hinlängliche Anzahl von Krankenwärtern gesorgt werden, und deren für vier Pestpatienten wenigstens allzeit einer gerechnet werden. — Ebenfalls verwendet man in einigen Staaten die invaliden Soldaten zum Krankenwärtersdienst in den Feldspitälern. Ich habe gesehen, wie man alte abgelebte, mit Narben bedeckte, verstümmelte Krieger, Greise, welche an catarrhus senilis, an habitueller Diarrhöe, an Goldaderflusse, an einer Anlage zur Brustwassersucht litten, aus den Invalidenhäusern in die Feldspitäler zum Krankenwärterdienste verschleppte; Leute, so wenig geeignet zu diesem Dienste, daß vielmehr jeder von ihnen selbst einen Krankenwärter für sich hätte brauchen können. Fast scheint es mir, man hat dabei noch einen andern, einer humanen Regierung sehr unwürdigen Zweck. Durch einen Krieg giebt es nämlich wieder sehr viele frische Invaliden, und man sucht also auf diese Art für die neuen Ankömmlinge in den Invalidenhäusern Platz zu machen. Und fürwahr, wenn dieses der Zweck ist, so wird er vollkommen erreicht. Denn von den ergrauten Helden, welche aus ihrer friedlichen Versorgung in die Feldspitäler geschleppt werden, kehren wenige wieder zurück. Man sagt freilich, das Alter und ihre Abhärtung mache sie für das Contagium in den Feldspitälern weniger empfänglich. Aber die Erfahrung

fahrung bestätigt dieses nicht so ganz, zum Theil sterben sie auch mehr durch die Strapatzen des Dienstes, denen ihr entschöpfter Körper nicht gewachsen ist. Während bei Eröffnung eines Feldzuges alle Unteraufseher und Krankenwärter in den Feldspitälern aus Invaliden bestehen, haben sich dieselben gegen das Ende des Feldzugs schon fast alle, einer nach dem andern, in die ewige Ruhe begeben, so daß man nun diesen Dienst bloß von Rekonvalescenten oder von einer von den Regimentern kommandirten Mannschaft versehen werden sieht. Am besten ist es wohl, um taugliche Krankenwärter in Pestzeiten zu bekommen, ein Aufgebot an die Regimenter ergehen zu lassen, und ich zweifle nicht, daß es Freiwillige genug in jedem Regimente geben wird, welche sich zu diesem Dienste verwenden lassen, wenn sich nur auch unter den Offizieren einer oder der andere befindet, der sich mit in das Spital begiebt, und wenn die Soldaten sehen werden, daß man diese Aufopferung eben sowohl einer Belohnung würdig hält, als wenn sich einer vor dem Feinde freywillig der Todesgefahr aussetzt.

Die Offizianten in dem Pesthause, vorzüglich aber die Aerzte und Krankenwärter, sind der Ansteckung am meisten ausgesetzt; von der andern Seite ist die Erhaltung der Aerzte in diesen Zeiten

des

des Schreckens für das Ganze von der äußersten Wichtigkeit. Es lohnt sich also der Mühe, für selbige einige Verhaltungsregeln anzugeben, durch welche sie, wie man aus vielfältiger Erfahrung weiß, der Ansteckung vielleicht entgehen werden. Der Arzt gehe niemals nüchtern in ein Krankenzimmer, sondern nehme zuvor ein mäßiges Frühstück. Das beste Frühstück, welches ich in dieser Hinsicht empfehle, besteht in einem Gläschen Wein, und einem Bissen Brod. Der mäßige Gebrauch eines alten Weines von einer edlen Sorte ist gewiß eines der vortrefflichsten Mittel gegen die Ansteckung von pestartigen Krankheiten. Er erhebt zugleich die Kräfte des Körpers, und giebt dem Geiste Heiterkeit und Sorglosigkeit gegen die vorhandene Gefahr. Er stärkt den Magen, befördert den Umlauf des Blutes, und wirkt besonders auf die Haut- und Lungenausdünstung. Angesehene Pestärzte behaupten, daß man mit einer solchen Portion Weins, daß man seine Wirkung gerade auf eine behagliche Art empfinde, unerschrocken zu den gefährlichsten Pestkranken gehen könne, indem der Wein durch die vermehrte Haut- und Lungenausdünstung gleichsam eine eigene Atmosphäre um einen herum bilde, welche die mit Ansteckungsstoffen geschwängerte Atmosphäre der Pestkranken verdränge, und den Kontagien den Zugang verwehre.

Während des Krankenbesuches selbst sey man

gelassen und unerschrocken. Man erforsche mit einer frommen Resignation auf seine eigene Gefahr die Krankheit seines leidenden Mitmenschen, der einen dadurch, daß er verlassen von allen Freunden und Angehörigen, bloß in dem Arzte seinen Freund und Retter sucht, noch um so viel werther seyn muß. Man hüte sich aber doch, um seiner selbst willen; sich in unnöthige, und im gegenwärtigen dringenden Zeitpunkte kleinliche Forschungen einzulassen; ein Fehler, in welchen junge wißbegierige Aerzte leicht verfallen. Wenn man das vollendete Bild einer Krankheit vor sich hat, welche man doch, da man dieselbige Krankheit wohl hundertmale des Tages sieht, ich möchte sagen, beim ersten Anblick erkennen muß, da braucht man nicht bei jedem einzelnen Kranken den Urin oder gar die Exkremente zu betrachten und zu beriechen u. s. w. Und was insbesondere die Befriedigung der Wißbegierde anlangt, so braucht man hier nicht so ängstlich zu seyn, die Krankheit ja recht gut zu beobachten, und jedes Symptom wohl zu bemerken. Denn man hat ja nicht bloß einen einzigen Kranken, sondern die Kranken liegen der Reihe nach da, und was man an dem einen nicht sieht, oder gehörig erkennt, das sieht und erkennt man an den folgenden. Die Leichenöffnung eines an der Pest, dem gelben Fieber, einer fauligen Ruhr Verstorbenen zu machen, das überlasse ich wenigstens einem jeden andern.

Nie-

Niemals überlasse man sich im Krankenzimmer der Aufwallung des Zorns, wenn man auch wegen Unfolgsamkeit der Kranken, oder wegen Nachläßigkeit und Dummheit der Krankenwärter noch so gerechte Ursache hat, unwillig zu werden. Durch den Zorn wird das Blut in Wallung gebracht, die Ausdünstung der Haut, so wie die Funktionen der inneren Organe alienirt, und nun ist man dem Contagium um so leichter zugängig, besonders in jenem Zustand von Schwäche, welcher alsdann eintritt, wenn sich die Hitze anfängt zu legen.

Es ist eine bekannte Regel, daß man bei den Kranken keinen Speichel niederschlinge, sondern vielmehr den Nasen- und Mundschleim fleißig ausleere. Man hat auch viele Mittel zum Kauen empfohlen, um einen beständigen Reitz im Munde zu unterhalten, und die Ausleerung des Speichels zu befördern. Viele glauben sich dadurch ganz gesichert, daß sie ein Stück Knoblauch während des Krankenbesuches im Munde behalten. Renard (über die mineralsauren Räucherungen, pag. 46) sagt: „Ich glaube, daß der Gebrauch bei Krankenbesuchen, Toback zu rauchen, sicher gegen allen Anstand und Schicklichkeit ist, und selbst Gefahr bringt, weil der Raucher vielen Speichel verschluckt, welchem Kontagien anhängen können. „Die Türken werden von der Pest ergriffen, obgleich sie den ganzen Tag über Taback rauchen." Dieser so gewagten Aeußerung Renard's, „daß der

„Tabacksdampf als Schutzmittel gegen die Ansteck„kungsgifte nicht kräftiger sey, als jeder ander„Dampf," stelle ich nur entgegen, was Hildenbrand (über den ansteckenden Typhus, S. 274) von dem Tabacksrauchen sagt, daß dasselbe die beiden Vortheile zugleich verschaffe, nämlich es befördere die Ausleerung des Schleims in der Nasen- und Mundhöhle, oder unterhalte einen beständigen Reiz im Munde. Auch hat es die Empfehlung so vieler im Dienste der Feldspitäler ergrauten Männer für sich. Nur eines glaube ich noch hinzusetzen zu können: Während eine pestartige Krankheit herrscht, ist die Menge der Kranken in einem Feldspitale oft so groß, daß ein ordinirender Arzt wohl 5—600 Kranke, auch noch mehr an einem Tage versehen muß, wo doch für jedes Hundert wenigstens eine Stunde aufgeht, wenn man die gehörige Routine hat. Nun sind aber einmal die meisten Feldärzte bei ihrem beständigen Umgange mit Soldaten und bei denselben äußeren Verhältnissen in ihrer Lebensart auch halbe Soldaten geworden, und rauchen folglich auch gerne Taback. Wenn nun ein den Tabacksdampf gewohnter Feldarzt bei einer so langen Ordination keinen Taback rauchen soll, so entsteht bei ihm eine Mattigkeit des ganzen Körpers, übler Geschmack im Munde, wäßrichtes Aufstoßen, kurz die größte Unbehaglichkeit; gewiß ein Zustand, in welchem man zur Aufnahme des Contagiums sehr prädis-

po-

ponirt ist. Noch ein anderer Nachtheil: Mancher Feldarzt, wenn er im Krankenzimmer absolut keinen Taback rauchen soll, wird sich nun eilen, seine Visite sobald möglich zu beenden, um nur wieder zu seiner lieben Pfeife zu kommen, und hiebei ist also auch den Kranken sehr schlecht gerathen. Für so unschicklich ich also auch das Tabackrauchen der Aerzte in Civilhospitälern und in Friedenslazarethen halte, so wenig kann ich es dem Feldarzte in überlegten und verpesteten Feldspitälern verargen; ich würde vielmehr jeden, der sonst gewöhnt ist, Taback zu rauchen, dazu aufmuntern.

Wenn auch die mineralsauren Räucherungen allgemein in einem Spitale gemacht werden, so ist es doch zuweilen gut, wenn man ein Riechfläschchen mit konzentrirtem Essig, oder ein sogenanntes Flavon portatif de dèsinfection de Guyton Morveau bei sich hat. Z. B. wenn einem die Kranken mit ihrem verpesteten Athem geradezu in das Gesicht reden, oder wenn sie sich bei der Anrede des Arztes plötzlich im Bette herumwenden, wo man die vorher unter der Bettdecke eingeschlossenen Dünste in vollen Zügen in die Nase bekömmt; wovon mir einmal, als ich im Frühjahre 1809 bei dem österreichischen Hauptfeldspital Nr. 7. im Lambach diente, bei einem typlösen Hanaken eine plötzliche Ohnmacht zugestoßen ist. Auch wenn man, um sich von der gehörigen Beobachtung der Reinlichkeit zu überzeugen, die Abtritte, Todtenkammern u. dgl. visitirt.

Nach

Nach dem Krankenbesuche wasche man sich sorgfältig Hände und Gesicht; man spüle den Mund und die Nase mit Essig oder Wein aus; man kleide sich um, und lasse die Kleider, die man im Krankenzimmer angehabt hat, ausklopfen und ausbürsten, wozu oft schon das Ungeziefer, welches man bei den kranken Soldaten bekömmt, nöthigt. Renard (S. das oben angeführte Werk) empfiehlt, die Kleider allzeit mit den mineralsauren Dämpfen gelinde zu durchräuchern.

Uebrigens bewege man sich in den müßigen Stunden fleißig in der frischen Luft. Man beruhige sein Gemüth, so gut man nur immerhin kann. Wer sich am meisten vor der Ansteckung fürchtet, der wird zuerst angesteckt. Man lebe reichlich in Speise und Trank, man sey nur immer lustig und guter Dinge. Doch hüte man sich, die Nächte auf irgend eine Art schlaflos zuzubringen, vorzüglich aber mit Kopfarbeit, im Genuß der physischen Liebe, und bei Saufgelagen. Ich weiß es aus dem Munde mehrerer verheuratheten Feldärzte, daß, wenn sie den Beischlaf ausgeübt haben, ihnen den Morgen darauf die Luft in den mit Typhösen und Dysenteristen angefüllten Zimmern um vieles empfindlicher war; sie bekamen Schwindel, leichten Schauder durch den ganzen Körper, Beklemmung der Brust u. s. w. So sind auch die unbärtigen Unterärzte und Praktikanten, welche sich so oft jeder Ausschweifung überlassen, meistens die ersten, welche in den Feldspitälern die Opfer der Ansteckung und des Todes werden.

3. Das Reconvalescentenhaus. Hieher kommen die Reconvalescenten aus dem Pestspitale, und bleiben hier bis zu ihrer völligen Genesung. Sie bleiben noch so lange von den Gesunden abgesondert, als man annehmen kann, daß ihnen das Contagium noch anhängt. Sie werden zweimal täglich von einem Arzte untersucht, um diejenigen, welche einen Rückfall erleiden, sogleich von den andern zu entfernen.

Nach dieser Darstellung die nöthigen Anstalten, wenn ein Regiment in einer mit dem gelben Fieber angesteckten Stadt liegt, gehen wir weiter, und begleiten es auch auf dem Marsche durch angesteckte Gegenden. Die Schwierigkeiten, welche sich hier den Sicherheitsanstalten entgegenstellen, sind freilich um vieles größer; ich will es dennoch versuchen, einige allgemeine Gesichtspunkte anzugeben.

Vor allem also ist auf dem Marsche eine mobile Quarantaine-Anstalt zu errichten. Alle diejenigen, welche entweder wegen vorhergegangener Krankheit, oder Verkehr mit Angesteckten zur Quarantaine geeignet sind, so wie die während des Marsches als Quartiermacher oder sonst auf eine Art der Ansteckung Verdächtigen müssen der mobilen Quarantaine unterworfen werden. Der Zug der mobilen Quarantaine folgt, mit gehöriger Wache versehen, in einiger Entfernung hinter dem Regiment, und aller Verkehr zwischen der gesunden Mannschaft und den Quarantaine Haltenden muß durch die Wachen aufs

strengste

strengste verhütet werden. Zu diesem Behufe wäre es vielleicht gut, jeden Quarantaine Haltenden mit einem besondern Zeichen zu versehen, z. B. mit einem gefärbten Bande um den Arm, oder mit einer besondern Schleife auf dem Hute. Des Nachts erhalten sie besondere mit Wachen zu versehende Quartiere, allenfalls in einem Gemeindehause, oder in einer Scheuer, deren Reinigung alsdenn dem betreffenden Eigenthümer anheimgestellt werden müßte. Noch besser wäre es, wenn wenigstens für die Quarantaine Haltenden einige Zelten zum Lagerschlagen mitgeführt würden. Für die wirklich Erkrankenden werden Wägen mit Stroh und mit einer Decke versehen mitgeführt, und man muß suchen, jeden Erkrankenden, sobald möglich, in das nächste Feldspital abzugeben.

Die Vortheile der Lager werde ich unten noch berühren. Da indessen dieselbigen in der heutigen Art, Krieg zu führen, nicht gebräuchlich sind, so fragt sich: Welches sind die Sicherungsmittel für eine Truppe bei den auf dem Marsche vorzunehmenden Einquartirungen?

An mehrereren Orten in Deutschland ist von Seite des Magistrats dafür gesorgt, daß solche Häuser, wo Jemand von der Familie krank ist, auf ein ärztliches Attestat von der Einquartirung frei bleiben. Da aber diese Veranstaltung bloß eine Schonung der kranken Familien zum Zwecke hat, so muß man von Seite der Sanitätspolizei eines Regiments noch

beson-

besonders versichert seyn, daß keine Militärperson in ein der Ansteckung verdächtiges Haus einquartirt werde. Der Commandant des Regiments muß also durch die Quartiermacher von dem betreffenden Magistrat ein Attestat über den Gesundheitszustand des Orts abverlangen, worin bestimmt seyn muß, ob und wie lange der Ort von einer ansteckenden Krankheit frei sey, und welche ansteckende Krankheit dort herrsche, oder geherrscht habe. Dies Attestat muß von dem Physikus des Orts unterschrieben, und derselbige für diese Unterschrift mit seinem Kopfe verantwortlich seyn. Weigerte sich der Magistrat oder der Physikus, genaue Nachrichten zu geben, oder hätte man sonst einen Grund, ein solches Attestat nicht für zuverläßig zu halten, so muß ein Arzt vom Regimente in die Stadt geschickt werden, um den Gesundheitszustand derselben zu erforschen. Dieser läßt sich vor allem von den Pfarrern oder von der Polizeibehörde die Sterberegister vorzeigen, um aus denselben in Vergleichung mit der Bevölkerung der Stadt und der Sterblichkeit in den gewöhnlichen Jahren einen sichern Schluß machen zu können, ob eine bösartige Krankheit an dem Orte herrsche, oder vor kurzem daselbst geherrscht habe. Hinsichtlich des gelben Fiebers ist hier zu merken, daß dasselbe meistens Leute in ihren besten Jahren, seltener Kinder oder Greise befällt. Eine größere Sterblichkeit unter den Kindern also läßt eher auf eine andere den Erwachsenen minder gefährliche Seuche, z. B. das

Schar-

Scharlachfieber, die Tracheitis, oder eine ähnliche Krankheit schließen. Ferner ist zu erinnern, daß die pestartigen Krankheiten meistens mit Eintritt der kälteren Witterung aufhören, oder gleichsam nur noch im Dunklen fortschleichen. Man darf sich also durch eine geringere Sterblichkeit im Winter nicht betrügen lassen, wenn dieselbige im vorhergegangenen Sommer sehr groß war. Es können immer noch einzelne Angesteckte in dem Orte seyn; auch ist die Frage, ob die gehörigen Anstalten, das Contagium in den Häusern zu vertilgen, vorgenommen worden seyen. In dem Falle, wo eine pestartige Krankheit vor kurzem in einem Orte gewüthet hat, wo man aber nachher die gehörigen Anstalten getroffen hat, um den Ansteckungsstoff zu vertilgen, oder wenn die Krankheit sich bloß auf einzelne Viertel einer Stadt erstreckt, wie dieses in einigen Orten mit der Pest und dem gelben Fieber der Fall war, können die Soldaten wohl einquartirt werden. Nur müßte der Physikus des Orts auf der Ruckseite jedes Quartierbillets mit seiner Namensunterschrift und unter schwerer Verantwortung bezeugen, daß in diesem Hause sich kein Angesteckter befinde, oder daß die gehörige Reinigung des Hauses sey vorgenommen worden. Im Falle der Physikus nicht Zeit genug hätte, um die Untersuchung der Häuser allein vorzunehmen, müßten demselben andere Aerzte beigegeben werden, welche dieses Geschäfte unter derselben Verantwortung zu besorgen hätten. Wenn aber eine pestartige

Krank-

Krankheit allgemein an einem Orte wüthet, dürfen die Soldaten auf keinen Fall in die Privatwohnungen einquartirt werden, sondern sie müssen bei dem Abgang der Zelter zum Lagerschlagen lieber unter freiem Himmel kampiren, die gegenwärtige Witterung sey übrigens beschaffen, wie sie nur immerhin wolle.

Ich habe hier den schicklichsten Uebergang, einige Bemerkungen beizubringen, wie nothwendig es sey, in der gegenwärtigen Lage die Truppen in Spanien mit Zelten zum Lagerschlagen zu versehen. Beinl von Bienenberg (Versuch einer militärischen Staatsarzneikunde) hält es überhaupt sowohl in Betreff des Dienstes, als der Gesundheit der Soldaten für zuträglicher, die Truppen während des Marsches lieber ein Lager in der Nähe der Orte schlagen zu lassen, als sie in die Privatwohnungen einzuquartieren, weil es im Lager viel leichter ist, über ihr Betragen zu wachen, und verschiedene Ausschweifungen zu verhüten. In einem Lande, wie Spanien, aber bei dem schnellen Uebergange von dem heißesten Tage zur kältesten Nacht, bei der großen Erbitterung der Spanier, mit welcher sie auf ihrem Rückzuge alles verwüsten, ihre Wohnungen selbst anzünden, das Trinkwasser vergiften u. s. w. möchte es, auch abgesehen von der Gefahr kontagiöser Krankheiten, unumgänglich nöthig seyn, die Truppen mit Zelten zum Lagerschlagen zu versehen. Das Liegen unter freiem Himmel und auf kaltem und nassem Boden

wird

wird von den Feldärzten aller Zeiten und aller Nationen für die vorzüglichste Ursache der bösartigen Feldkrankheiten angegeben. Pringle erzählt, daß, als nach der Schlacht bei Dettingen die Soldaten eine Nacht auf dem Schlachtfelde ohne Zelte einem schweren Regen ausgesetzt lagen, in Zeit von 8 Tagen gegen 500 von der Ruhr befallen wurden. Beinl räth an, einen feuchten und mit Gras bewachsenen Boden auszubrennen, und zusammen zu stumpfen, ehe man das Lager schlägt. Freilich wäre es gut, in jedes Zelt eine wollene Decke zu geben, um gegen die Feuchtigkeit des Bodens zu schützen. Da aber dieses theils wegen der Kosten, theils wegen der Beschwerlichkeit des Transportes nicht wohl thunlich ist, so räth Pringle, man solle Wachsleinwand auf den Boden des Zeltes ausbreiten, welches sehr viel von den aus der Erde ausstreigenden Dünsten abhalte, und ich halte diesen Vorschlag für leichter ausführbar. Um die Unbequemlichkeit des Transportes und der nachherigen Austheilung dieser Wachsleinwand zu verhüten, könnte man soviel derselben, als zu einem Zelte erfordert wird, in so viele Theile zerschneiden, als Soldaten zu einer Zeltkameradschaft gehören. Jeder könnte seinen Theil im Tornister mit sich tragen, und nach geschlagenem Lager werden die einzelnen Stücke durch Schleifen mittels angebrachter Bänder mit einander vereinigt. Gewiß würde der Vortheil, eine ganze Truppe auf diese Art, nämlich durch Mitführung der Zelter zum La-

ger-

gerschlagen vor der Gefahr der Ansteckung bei der Einquartirung in verpestete Städte und Dörfer, so wie vor den bösartigen Krankheiten zu sichern, welche auf der andern Seite vom Campiren unter freiem Himmel und auf nassem Boden entstehen; gewiß, sage ich, würde dieser Vortheil die Kosten der Zelten und die Unbequemlichkeit des Transportes derselben überwiegen.

Es versteht sich von selbst, daß die Quarantaine-Haltenden, so wie die wirklich Erkrankten in dem Lager auf das strengste von den Gesunden abgesondert seyn müssen. Mit doppelter Strenge müssen alle die Regeln der Ordnung und Reinlichkeit im Lager beobachtet werden, welche Beinl in seinem oben angeführten Werke so vortrefflich angegeben hat.

Die Todten nach den Schlachten müssen auf einem Haufen zusammengetragen und verbrennt werden.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen die Kriegsgefangenen. Man weiß, wie oft schon unter denselben bösartige Krankheiten entstanden, und über ganze Länder ausgebreitet worden sind. Es treten hier alle die Verhaltungsregeln ein, um sowohl das Erkranken derselben überhaupt, als insbesondere die Entstehung kontagiöser Krankheiten unter ihnen, und derselben weitere Verbreitung zu verhüten; und ich müßte mich wiederholen, wenn ich dieselben Verhaltungsregeln hier noch einmal auseinander setzen wollte. Die zur Escordre der Kriegsgefangenen gebrauchte Mannschaft muß, wenn es

eine

Aber der hiedurch zu erzielende Gewinn ist unendlich größer, und mit gutem Willen und standhaftem Muthe läßt sich alles durchsetzen. Man lese nur in Russels Geschichte der Pest die vielen Einwendungen, welche man gegen die Quarantaine-Anstalten überhaupt gemacht hat, und eben daselbst die vortreffliche Widerlegung derselben. Man hat die Quarantaine-Anstalten von verschiedenen Seiten angegriffen; einmal hat man sie als unnöthig lächerlich zu machen gesucht, das anderemal hat man sie als unzulänglich gegen die Einführung des Contagiums verworfen. Dieselbigen Einwendungen können nun auch gegen die hier aufgestellten Vorschläge gemacht, aber auch eben so gut widerlegt werden. Man sollte freilich denken, daß die Pest das natürliche Ende des Kriegs sey, und desselben weitern Fortsetzung geradezu unmöglich mache, daß also auch alle die hier gemachten Vorschläge unnöthig seyen. Allein die Erfahrung der gegenwärtigen Zeiten scheint dieses zu widerlegen. Im Osten von Europa herrscht die Pest unter den russischen und türkischen Truppen, ohne daß sich die Flamme des Krieges gelegt hat; während zur nämlichen Zeit alle Briefe, welche aus dem Westen von unsern Landsleuten zu uns kommen, durchstochen sind, und nach Essig riechen. In den Tagen der Ruhe muß man das erwägen und beschließen, was in den Zeiten des Schreckens und des so oft alle Bande der menschlichen Gesellschaft auflösenden Unglücks zu thun sey.